

Begrüßungsrede
zur Eröffnung der Ausstellung
»Der Klang der Stille« mit Werken von
Claudia Berg und Marguerite Blume-Cárdenas
am 11. April 2024

Herzlich willkommen, meine Damen und Herren, vor allem natürlich ein besonderes Willkommen den beiden Künstlerinnen: Marguerite Blume-Cárdenas und Claudia Berg!

An jedem Ort kann Stille sein. An jedem. Selbst in einer Produktionshalle, wenn die Maschinen ruhen. Auch in solch' Großstädten wie Berlin oder Paris – spät in der Nacht oder ganz früh am Morgen. Und natürlich draußen in der Natur, fern von Mensch und Automobilität. Ja, sogar bei uns, in uns, wenn wir uns zurückziehen, einkehren in uns selbst, kann sich Stille ausbreiten.

Aber kann Stille tatsächlich still sein? So still, dass wirklich rein gar nichts zu hören, zu sehen oder zu spüren ist? Nein, denn Leben wäre in solch einem Vakuum nicht möglich. Vielmehr ist Stille die partielle Abwesenheit von Dingen und kann darüber hinaus von jedem von uns ganz unterschiedlich wahrgenommen werden. *Jede Stille hat ihren eigenen Klang:*

Ganz früh in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt beispielsweise, wenn die Dämmerung die Nacht verdrängt und nur vereinzelt ein Auto, das Weinen eines Kindes, der Pfiff eines Zuges, das Rascheln eines vom Wind erfassten Papiers oder die erste Amsel zu hören ist. – Draußen in der Natur ist es das sanfte Rauschen der Bäume, das Plätschern eines Bachs, das vereinzelt Knacken eines Gehölzes oder das Klopfen eines Spechts. – Und wenn wir uns als Mensch zurückziehen, wenn wir unsere Sinne nach innen kehren, spüren wir, wie die Gedanken leise vor sich hintropfen, hören unseren Atem und merken, wie das Herz ruhig schlägt.

Stille bringt Dinge, Orte und Menschen wieder zu sich selbst. Befreit von äußeren Überlagerungen werden sie wieder zu dem, was sie *eigentlich* sind, und werden oft erst dann wieder für uns als solche sicht- und erkennbar.

Meine Damen und Herren, die Druckgraphikerin Claudia Berg und die Bildhauerin Marguerite Blume-Cárdenas haben dem Klang der Stille zugehört. Claudia Berg in der Landschaft, Marguerite Blume-Cárdenas im Menschen. Was sie gehört, gesehen und erspürt haben, dem können Sie in dieser Ausstellung nachgehen.

Claudia Berg ist eine Suchende. Sie verlässt ihren Geburts- und Heimatort Halle, um durch das nahe Umland zu streifen oder um weite Reisen zu unternehmen – immer auf der Suche nach Orten, mit denen sie in einen Dialog treten kann, die sie inspirieren. Ob sie diese Orte findet, weiß sie vorher nicht. Nur die Richtung steht fest. Ein Ausflug nach Molsdorf, eine

Wanderung durchs Küstriner Land oder zur Böllberger Mühle. Eine Reise nach Paris oder nach Italien, wohin sie zieht wie einst die Dichter, Maler und Baumeister, um dem fernen Klang dieses verheißungsvollen Landes mit seiner jahrhundertealten Geschichte zu folgen. Im Gepäck die schweren Metallplatten, auf denen sie ihre ersten Eindrücke bereits vor Ort einritzen wird.

Denn Claudia Berg ist eine passionierte RadiererIn, genauer gesagt, eine *KaltnadelradiererIn*. Das ist wesentlich, denn die direkte, *mechanische* Bearbeitung der Kupferplatte entspricht ihrer künstlerischen Sicht und ihrer Herangehensweise. Ein umständliches *chemisches* Einätzen der Linien und Flächen – wofür der Begriff Radierung eigentlich steht – und der damit verbundene technische Prozess wären – so behaupte ich mal – undenkbar für Claudia Berg: zu verkopft und vor allem im Ergebnis zu klar und zu eindeutig. Die Technik der Kaltnadel erlaubt ihr hingegen ungleich mehr Spontaneität und direkte Emotionalität; hier darf der Zufall mitspielen, hier können sich die Linien ungehindert frei entfalten und förmlich über die Platte tanzen.

Denn Claudia Bergs Graphiken leben nicht von festen, klar gesetzten Konturen, sondern vielmehr von unzähligen Linien und Spuren – ob kräftig, ob zart, ob in die eine oder andere Richtung strebend, ob sich verdichtend oder wieder auflösend: ein abstraktes Gebilde, das sich erst ab einer gewissen Entfernung zu einem erkennbaren Bild formiert. Und genauso frei wie in der Handhabung der Linie verfährt die Künstlerin mit der Druckfarbe, die sie nicht – wie eigentlich üblich – gleichmäßig auswischt, sondern wie eine Malerin einsetzt: hier oder dort lässt sie mehr Farbe stehen, an anderer Stelle wischt sie mehr aus, um helle Akzente zu setzen. Dieser ganz individuelle Umgang mit jedem Motiv, ja mit jedem Druck-Abzug selbst – macht jede ihrer Graphiken letztlich zu einem Unikat. Dass dieser malerische Prozess im Druckvorgang ein ganz wichtiger Aspekt für ihre Kunst ist, zeigt sich nicht zuletzt darin, dass Claudia Berg derzeit größte Mühe hat, einen Ersatz für den kürzlich verstorbenen Kupferdrucker Heiner Bunte zu finden – einen von vielen namhaften Künstlern hochgeschätzten Meister der Druckkunst, der es mit feinstem Gefühl verstand, die genauen *malerischen* Vorstellungen der Künstlerin umzusetzen.

Meine Damen und Herren, dieser kurze Ausflug in den künstlerisch-praktischen Schaffensprozess ist wichtig, um Claudia Bergs Kunst (noch besser) zu verstehen. Denn letztlich spiegelt sich in ihm förmlich die Suche der Künstlerin wieder – nämlich der Versuch einzufangen und wiederzugeben, was die Künstlerin im Moment des Sehens wahrnimmt, was den Zauber des Ortes ausmacht, was den Ort letztlich zu *ihrem* Ort macht und was sie glaubt, *uns* über ihn erzählen zu wollen. Sei es die schlichte Schönheit einer zunächst völlig unscheinbaren Landschaft, sei es ein neuer Blick auf das altehrwürdige Venedig mit seinem ganz besonderen Licht vor allem im Winter, sei es der unbeschreibliche Charme eines verfallenen Hauses irgendwo in Latium. Nicht von ungefähr hat sie in ihrem neuesten Katalog das Zitat von William Turner auf eine einzelne Seite gesetzt, in dem es sinngemäß heißt: »Meine Arbeit ist es zu malen, was ich sehe, nicht, was ich weiß zu sehen.« Indem Claudia Berg kein starres Abbild schafft, sondern ganz im Gegenteil uns als Betrachter am künstlerisch suchenden *und sehenden* Prozess teilhaben lässt, verschafft sie ihren Landschaften eine atmosphärische Schwingung, die sie förmlich atmen lassen.

Meine Damen und Herren, auch **Marguerite Blume-Cárdenas** ist eine Suchende. Ganz im Stillen in ihrem Berliner Atelier. Oder draußen im sächsischen Steinbruch. Ihr Sujet ist der Mensch, ihr Werkstoff der Sandstein. Ihre Reisen führen sie nicht in andere Länder, sondern

vielmehr ins Innere des Menschen. Was bewegt ihn, woher kommt er, was hat ihn geformt, was macht ihn – den Menschen als solchen – eigentlich aus? Eine Frage, die seit jeher alle Generationen bewegt, und der sie sich unermüdlich bis heute hingibt.

Marguerite Blume-Cárdenas findet ihren Sandstein in Reinhardtsdorf an der südlichen Grenze der schönen Sächsischen Schweiz. Es ist ein bekannter Sandstein, der sich durch seine feine bis mittlere Körnigkeit und seine weiße, grauweiße bis gelbgraue Farbigkeit auszeichnet. Seit 1974 – also seit nunmehr 50 Jahren – reist die Bildhauerin jährlich aus Berlin hierher, um im Rahmen eines Bildhauersymposiums direkt im Steinbruch arbeiten zu können. Hier darf sie nämlich auf die Suche nach dem richtigen Steinblock gehen und muss nicht etwa auf einen zugreifen, der irgendwo im Handel angeboten wird. Denn mit der Auswahl des Blocks beginnt oft bereits die künstlerische Arbeit. Seine Form und Beschaffenheit können der Künstlerin schon eine Idee davon geben, welche Figur in ihm ruht.

Meine Damen und Herren, Marguerite Blume-Cárdenas hat selten eine *exakte* Vorstellung, wie das Ergebnis aussehen soll. Eine Idee, ein Thema – ja, aber vielmehr lässt sie sich zunächst vom Stein leiten und sucht in ihm und mit ihm nach seiner Bestimmung. Erst in der Arbeit zeigt sich, welche konkreten Konturen eine Figur annehmen kann und wo sie Eisen und Schlägel ansetzen muss, um diese freizulegen. Eine Arbeit, die viel Zeit, Ausdauer und Körperkraft erfordert, aber auch eine künstlerische Offenheit, wenn plötzlich ein Stück vom Stein wegbricht und ein Umdenken nötig ist.

Marguerite Blume-Cárdenas Werke sind zumeist Torsi, d. h. sie verzichtet in ihrer Arbeit größtenteils auf die Darstellung von Kopf und Gliedmaßen. Auf der *Suche nach dem verborgenen Kern menschlichen Seins* sind ihr Gestik und Mimik eher hinderlich, entspringen sie doch eher dem Augenblick und sind daher von oberflächlicher, flüchtiger Natur. Vielmehr, sagt sie, sei doch alles Geschehene und sich Regende im Rumpf eingeschrieben: Leid oder Lust, Alter oder Jugend, das Aufstrebende oder das Einstürzende, das Aufrechte oder das Gebückte, das Schöne oder das Unvollkommene, das männliche oder das weibliche. All dies verdichtet sich und zeichnet sich im Torso ab und wird zum elementaren Ausdruck, der eben nicht individuell, sondern allgemeingültig gedacht ist.

Selten sind die Oberflächen der Torsi von Marguerite Blume-Cárdenas geglättet und ihre Figuren bis ins Detail ausgeformt, vielmehr sind die Spuren, die Flach- und Spitzeisen hinterlassen haben, ein wesentlicher Teil ihres künstlerischen Ausdrucks. Denn die tiefen Furchen und unruhigen Flächen zeugen nicht nur vom Erkunden und Suchen der Künstlerin, sondern lassen ihre Skulpturen im Wechselspiel des Lichts lebendig erscheinen. Vor allem aber geben sie uns in ihrer *sichtbaren Verletzbarkeit* eine Ahnung von menschlicher Existenz im ureigensten und pursten Sinne.

Meine Damen und Herren, ich sprach eingangs davon, dass es manchmal einer gewissen Stille bedarf, um das eigentliche Wesen einer Landschaft oder eines Menschen aufspüren und erkennen zu können. Erst das Ausblenden all der Überlagerungen, die unsere moderne Gesellschaft mit sich bringen, kann den Blick wieder auf das Wesentliche freigeben. Beide Künstlerinnen – nicht ohne Grund zahlreich preisgekrönt – schaffen das mit ihren Kunstwerken auf ganz unterschiedliche, aber gleichermaßen virtuose Weise. Indem sie *ohne jeden Pathos* diesem Klang der Stille nachgehen, offenbaren sie in ihren Werken erst die tiefe Schönheit von Natur und Mensch – die sich sowohl im Augenblick zeigt, vor allem aber in ihrer Beständigkeit etwas Allgemeingültiges und Ewiges hat.

So ..., meine Damen und Herren, ... Stille ist ja ganz schön. Aber ich glaube, dass niemand von Ihnen ein Schweigegelübde abgelegt hat. Deshalb bin ich auch ziemlich sicher, dass Sie jetzt Lust haben, sich miteinander auszutauschen, ein Glas Wein zu trinken und diese Ausstellung schlichtweg zu genießen.

Passen Sie aber auf, wohin Sie Ihr Glas stellen: wenn Sie es nämlich auf einem Skulpturensockel hinterlassen, heißt das, dass Sie dieses Werk gekauft haben. Da kommen Sie dann nicht mehr drumherum – das ist sozusagen ein ungeschriebenes Gesetz unter Bildhauern und Galeristen. Sollten Sie sich jedoch tatsächlich verliebt haben und sich dafür entscheiden, dass eine oder andere Werk bei sich zu Hause haben zu wollen: nun, dann bin ich ganz Ohr! Und sollte es sich dabei um eine Skulptur handeln, dürfen Sie sogar zwei Gläser auf dem Sockel abstellen. ;-)

Haben Sie einen schönen Abend!
Danke.